



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Björnstjerne Björnson.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

pressen von Lösegeldern abgesehen; „duzend=, ja schockweise gingen die Dörfer in Flammen auf.“ Bischof Franz erwies sich, als der Rachezug der Braunschweiger ins Werk gesetzt ward, als einer der ärgsten Landverderber, und Herzog Erich von Kalenberg rief aus, als ihm der Hildesheimer mit Bann drohte: „Können die Pfaffen bannen, so können wir brennen.“ Selbst in dieser Zeit, welche starke Stücke von Kirchenfürsten gelassen hinzunehmen gewohnt war, erregte es doch Abscheu, als man hörte, wie der Mindener Bischof die neu angebrachten Zieraten, Wappen und Ahnenbilder an dem lüneburgischen Schlosse Gifhorn mit eigener Hand herabschlug, ja wie er die Kirche zu Rettelkamp selber in Brand steckte.

Nicht bloß in Geldern, Württemberg, Hildesheim erhoben sich die Anhänger des Königs von Frankreich; auch in Österreich und Tirol gährte es; und Franz I. selbst schritt sogar zu offenen Rüstungen fort. Sein Gesandter, Herr von Taligni, ermahnte die Signoria von Venedig, Truppen nach Deutschland zu senden und die Kurfürsten, welche für ihn seien, zu unterstützen, die Gegner aber zu schrecken; in Genua und in der Provence wurde eine Flotte ausgerüstet, Pietro Navarro ging mit etlichen zwanzig Segeln an die toskanische Küste, angeblich um die Seeräuber abzuwehren; in Frankreich und in Lothringen hielten sich 40 000 Mann unter La Palisse und Tremouille sechs Monate lang bereit, sofort ins Feld zu rücken; die Ordnonnanzkompagnieen unter Marschall Chavannes standen mit 60 Stück Geschütz an der Grenze der Champagne marschfertig; es waren die Truppen, welche Franz angeblich gegen die Türken bestimmt hatte. Nachdem der König so viel gethan, um ans Ziel zu kommen, wollte er nicht mehr zurück, lieber das äußerste anwenden: „Ich wäre sehr froh — schrieb er an seine Gesandten —, wenn die Sache sich ohne Krieg zu Ende führen ließe. Doch nachdem die Dinge bis auf diesen Punkt gelangt sind, wäre es für mich eine Schande, davon abzusehen.“*)

(Schluß folgt.)



Björnstjerne Björnson.



Es ist jetzt ein Jahr her, daß ich das Glück hatte, mehrere angenehme Stunden in der Gesellschaft des norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson zu verbringen. Ich sage: das Glück, weil ich den Verkehr mit bedeutenden Menschen als ein solches empfinde. In den Debatten, welche jetzt vielfach über den Wert des Bergsteigens geführt werden, das so manchem Touristen übel bekommen ist, vernimmt

*) Rössler, S. 102—104.

man von den Verteidigern dieser gefährlichen Liebhabelei stets den Hinweis auf die ganz einzige Empfindung, das wahrhafte Hochgefühl, welches der Ausblick von einer richtigen Gebirgshöhe dem Menschen gewährt und ihm hinlänglich die Mühen und Gefahren des Steigens belohnt, mit denen er sich jenen Genuß erkaufte. Ich habe manche Höhe erstiegen und im Gefühle der Erhabenheit Umschau gehalten in weitenweite Ründe. Allein im Verkehre mit bedeutenden Menschen, einem schöpferischen Dichter zumal, haben meine Pulse doch schneller geschlagen, hat sich mein Herz noch mächtiger gehoben, fühlte ich mein Lebensgefühl doch noch mehr gesteigert, und diese Empfindung pflegen wir ja Glück zu nennen, wenn wir überhaupt einen Inhalt mit diesem Worte verbinden. Und ganz besonders angeregt fühlte ich mich in den Stunden meines freilich nur allzu kurz auf zwei Nachmittage beschränkten Verkehrs mit Björnson.

Es geschah dies in Tirol, zuerst in Innsbruck, wohin der Dichter zum Besuche eines alten Freundes gekommen war, sodann in dem uralten Bergmannstädtchen Schwaz, eine Stunde flussabwärts am Inn gelegen, in dessen romantische Einsamkeit sich Björnson mit Frau und Kindern aus Paris, seinem ständigen Aufenthalte, für die Sommerszeit zurückgezogen hatte, um ungestört von den Zerstreuungen des gesellschaftlichen Lebens, im Angesichte einer ihn an die gebirgige nordische Heimat erinnernden anmutigen Alpenlandschaft, einige dichterische Arbeiten zu vollenden; dort statteten wir ihm unsern Gegenbesuch ab.

Man hat in Deutschland, wo seine Novellen in billigen Übersetzungen sehr verbreitet und seine Schauspiele („Die Neuvermählten“ und „Ein Fallissement“) dem Repertoire jeder bedeutenderen Bühne einverleibt sind, wohl ziemlich allgemein ein Bild von Björnsons persönlicher und dichterischer Eigenart; am bekanntesten dürfte er in Wien sein, an das ihn mannichfache persönliche Beziehungen knüpfen, und wo das Burgtheater selbst mit Meisterei seine Stücke darstellt. Und wer noch keine Anschauung von ihm besitzt, kann sie sich leicht verschaffen in dem glänzenden Essay von Georg Brandes in dessen Sammlung „Moderne Geister,“ wo er mit der sprechendsten Porträttrene gezeichnet ist, wenn auch einzelne Behauptungen des geistvollen Literaturhistorikers nicht mehr als der Wahrheit gemäß angesehen werden können. Die große, kraftvolle, breitschulterige Gestalt mit ihren elastischen, aber ruhigen Bewegungen, das bedeutende Gesicht, der feine Mund und das bis auf die Bartstreifen an den Ohren glatt rasirte Kinn, die edle Nase, die hinter den buschigen Brauen, welche sie überschatten, und der goldenen Brille, trotz ihrer hellen Farbe hervorblickenden, scharfblickenden Beobachteraugen, das rötliche, nunmehr ergraute Haupthaar, welches widerspenstig büschelweis ins Gesicht fällt, das ganze, mit männlichem Selbstbewußtsein getragene Haupt: dies alles bleibt, wenn man es auch nur einmal gesehen hat, in der Erinnerung immer haften. Im Verkehre ist der große Sanguiniker, wie ihn Brandes mit Recht bezeichnet, von lebhafter Mitteilbarkeit und naiver

Offenherzigkeit: ohne Berechnung spricht er, wie er denkt; selbst die Schwierigkeiten, welche ihm die ungewohnte deutsche Sprache bereitete, hinderten ihn nicht, lange und ausführliche Gespräche zu führen, die allerdings bei der fast interviewenden Haltung seiner Gäste zuweilen zu ebenso langen Monologen wurden. Wenn ihm gerade das gesuchte deutsche Wort nicht auf die Zunge wollte, so sprang ihm seine liebenswürdige und weltkluge Gattin bei, die unsre Sprache besser beherrschte, wobei sie daran erinnerte, daß auch in ihren Andern deutsches Blut rolle, da sie vom Turnvater Jahn — wir wissen nicht mehr genau wie? — abstamme; von Geburt ist sie eine Bergnerin. Wir glauben dem Ansehen des Dichters in Deutschland nicht zu schaden, wenn wir bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß er sich nicht als Freund des jetzigen Deutschlands aussprach. Der demokratische Führer der liberalen Opposition Norwegens äußerte sich nicht als Parteigänger Bismarcks, und der Realist, welcher jetzt in Paris lebhaften Verkehr mit den Spitzen der französischen Literatur pflegt, sprach sich ziemlich scharf über die gegenwärtige deutsche Literatur aus, wobei wir allerdings merken konnten, daß er ihre wahren Größen kaum dem Namen nach kannte und nichts andres wußte, als daß der historische Roman blühe, den er — der ganz in der Gegenwart aufgehende Dichter, welcher nur zu sehr seine Muse in den Dienst seiner aufklärend reformatorischen Tendenzen stellt — schlechthin ablehnte. Die Gegenwart zu erfassen, erklärte er für den einzigen Beruf des Schriftstellers. Eine Äußerung indes versöhnte mich mit dem begeisterten Franzosenkultus Björnsons, weil sie mir blitzartig scharf den spezifisch germanischen Kern seines Wesens beleuchtete. Ich dachte ihm ein Kompliment zu machen, als ich ihm sagte, seine Dichtungen wären bei uns nicht weniger verbreitet, als die eines andern uns gleichfalls nur durch Übersetzungen vermittelten fremden großen Dichters, nämlich Iwan Turgenjew. Aber diese Bemerkung nahm Björnson ziemlich unwillig auf, und es war kein freundlicher Blick, mit dem er erwiderte, er habe sich für Turgenjew nie erwärmen können, denn er habe in allen seinen Novellen keinen einzigen Mann gefunden. Mir schien die ganze Kluft zwischen dem Germanen und dem Slawen durch diese Antwort aufgedeckt. Vieles wußte er noch von seiner Heimat, seinen politischen und Privatverhältnissen in seiner offenherzigen Weise zu erzählen, was sich nicht leicht wiedergeben läßt. Das kleine, wenig ergiebige Gut, welches er zu Hause besitzt, und wovon auch Brandes berichtet, verpachtete er endlich nach den vielen Kosten, die es ihm verursacht hatte, gern, um in dem ihm keineswegs unwillkommenen Pariser Exil in einer anregungsreicheren Welt zu leben; nur in größeren Zwischenräumen kehrt er für einen Sommeraufenthalt in die Heimat zurück. Ein schönes Licht auf seinen neidlosen Charakter warf die warme Rede, mit der er von seinen literarischen Vandsleuten, zumal von Kielland, sprach, dem er auch in einem hochherzigen Akte die Freundschaft bewiesen hätte. Björnson bezieht nämlich aus Staatsmitteln ein Jahresgehalt von zweitausend Kronen, welches allerdings für die Bedürfnisse seiner Familie nicht

ausreicht und durch fleißige literarische Thätigkeit (wobei die Tantiemen des Wiener Hofburgtheaters keine geringe Rolle spielen) ergänzt werden muß. Nun wurde vor einiger Zeit im norwegischen Reichsrat der Antrag gestellt, auch Kielland aus Staatsmitteln zu unterstützen; allein die Summe, welche ihm die Volksvertreter bewilligen wollten, war weitaus geringer als die, welche Björnson zugestanden worden war. Da richtete dieser an den Reichsrat ein Schreiben, worin er erklärte, auf sein Gehalt verzichten zu wollen, falls Kielland nicht ein gleich großes bekomme, denn dieser sei nicht geringer als er. Und Björnsons Eintreten für den jüngeren Kollegen hatte in der That den gewünschten Erfolg.

Am denkwürdigsten war der Nachmittag, den wir in Schwaz, in Björnsons Sommerfrische selbst, verbrachten. Es war ein ziemlich bescheidenes Wirtshaus, freilich in dem kleinen Neste das beste („Zum Frundsberg“), wo er sich mit seinem Weibe, der hübschen, just den Mädchenschuhen entwachsenen Tochter Bergliud und seinem jüngern Sohne einquartiert hatte. Das Gespräch geriet alsbald auf das Thema, das uns am meisten interessirte: auf die neueste Dichtung Björnsons, die er in den letzten Wochen, wie er uns verriet, in Tirol niedergeschrieben hatte, und die kennen zu lernen wir vor Neugier brannten. Welcher Dichter läßt sich nicht gern auf die Schöpfung leiten, die ihn gerade erfüllt? Daß aber Björnson so rückhaltlos liebenswürdig in seinen Mittheilungen war, war wohl der Anwesenheit seines alten Freundes zu verdanken, und ich glaube nicht indiscret zu sein, wenn ich etwas davon ausplaudere. Ist es doch für seine Landsleute gewiß keine Neuigkeit mehr; in Deutschland ist, soviel ich weiß, nichts davon bekannt geworden.

Die lebhafteste Bewegung, welche in einzelnen wissenschaftlichen Kreisen Englands und dann auch Deutschlands durch die Entdeckung der hypnotischen, somnambul-magnetischen Zustände, durch das „Gedankenlesen“ und dergleichen mehr entstanden war, hatte nämlich auch Björnson in ihre Kreise gezogen. Nicht daß er etwa Spiritist geworden wäre, wenigstens ließ er davon nichts verlauten, ein gewisser vorsichtiger Skeptizismus blieb ihm noch immer eigen. Aber die merkwürdigen Erscheinungen von der Wirkung des einen Willens auf den andern in die Ferne nahm er als absolut gesicherte Thatfachen hin, und erklärte uns mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Naturells all die Wunder, vor denen wir noch immer ungläubig die Köpfe schüttelten. Indes, wenn irgend jemand in der Welt vorgestimmt sein kann, jene Erscheinungen einer unbewußten und doch logischen Geistes-thätigkeit als wahrhaft bestehend anzuerkennen, so muß es der Dichter sein, der in sich selbst so oft die Übermacht einer selbständig thätigen geistigen Naturgewalt zu beobachten, zu erfahren Gelegenheit hat, und Björnson ist nicht der einzige Dichter, der einen Gang hat, jenen neuen Nervenpathologen gläubig zu horchen. Allein das Interessanteste ist, wie sich Björnson für seinen Teil jene neuen Entdeckungen dichterisch zurechtgelegt, welche poetische Anregung sie ihm verschafft haben. Die zweiaktige Tragödie, welche er im vorigen

Sommer in Tirol niedergeschrieben hat, die er uns in seiner trotz des Kampfes mit der fremden deutschen Sprache hinreißenden Vortragsweise in extenso vorgespielt, er selbst ein ganzes Theater, ebenso wie der Roman „Thomas Rendalen“, den er jetzt veröffentlicht hat und der uns schon in deutscher Übersetzung vorliegt (Berlin, Stille, 1886), sind die Zeugnisse seiner neuen Geistesrichtung.

In diesem Romane findet sich (S. 320) eine Stelle, die seine Meinung klarer ausspricht, als es ein anderer vermöchte, und darum sei sie hier zitiert. „Nervenschwache und namentlich hysterische Naturen könnten durch gewisse mechanische Einwirkungen in hypnotisch-magnetisch-somnambule Zustände versetzt werden. Ein solcher Zustand sei bewußte Ohnmacht; in dieser Ohnmacht thäten wir, was derjenige wünsche, welcher uns in denselben [so der Übersetzer; soll heißen: in dieselbe] versetzt habe. Wir würden sein Opfer, sein Werkzeug. Und zwar nicht bloß, während wir schliefen, auch später, wenn wir wieder erwacht wären, leisteten wir unbedingt den Befehlen Folge, die wir erhalten, während wir uns in jenem Zustande befanden. . . . In diesem Zustande könnten die Vorstellungen des Einzelnen sich mit den Gedanken eines andern, sowohl eines Anwesenden wie eines Abwesenden, begegnen. (!) Manche könnten sogar vorahnen. Diese Thatsache lasse sich nicht mehr leugnen; aber erklärt könne sie nicht werden. Früher nahm man an, diese Fähigkeit sei vom Glauben abhängig; jetzt wisse man, daß sie mit dem Glauben nichts zu thun habe. . . .“

Dieser letzte Satz enthält das Thema jener merkwürdigen zweiaktigen Tragödie, die uns der Dichter mittheilte. Es war die Tragödie eines Menschen, der die Fähigkeit hat, auf andre nervenschwache Menschen hypnotisch einzuwirken, es aber nicht weiß. Ein Pastor von großer Frömmigkeit, der fest im Glauben an das Wort der heiligen Schrift lebt und wirkt, der tief überzeugt ist, daß der Glaube Wunder thun könne, daß das Gebet den Himmel stürme und bewege, das ist jener merkwürdige tragische Held. Allem weltlichen Zweifel an die Wahrheit der Religion hält er die augenscheinliche Thatsache entgegen, daß er selbst ja durch die Kraft seines Gebetes die Wunder verübe, welche dem rechten Glauben zugesprochen würden. Sein Weib, das ihn maßlos, anbetend liebt, ist krank, liegt halb gelähmt tagelang auf dem Bette; aber seltsam! wenn er, der Pastor, betet und mit den Händen segnend ihren Kopf bestreicht, dann ist sie wieder heil! dann kann die Halbgelähmte gehen! Freilich nur so lange, als er im Zimmer ist. Der Ruf dieses Wunderthäters verbreitet sich durchs ganze Land, Schaarenweise strömen die Gläubigen und Kranken herbei, sich von ihm segnen und heilen zu lassen. Er hält eine neue Epoche des Glaubens für gekommen, bis er eines schönen Tages merken muß, daß die Kraft, welche ihm innewohnt, nichts gemein hat mit dem Glauben, und daß die leidenschaftlichste Bestürmung des Himmels sein in der hypnotischen Kur nur noch mehr in den Nerven geschwächtes Weib nicht retten kann. Gerade als er vor dem ganzen versammelten

Volke seine überirdische Begabung bezeugen will, bricht ihm sein Weib nach ihrer letzten Kraftanstrengung unter dem Einflusse seines Willens tot in den Armen zusammen. Das verblüfft ihn, blitzartig durchschauert ihn der erste Zweifel, den sein Weib schon längst gehegt hat, der ihn aber auch wie ein Blitz niederschlägt, sodaß er tot neben der Geliebten zusammenbricht.

Diese Tragödie führte uns Björnson mit der ganzen Kunst des einstigen Theaterdirektors und der Anschaulichkeit des Dichters vor. Den großen Volksszenen mit der dazwischen schallenden, der himmelstürmenden Kirchenglocke vermeinte man, hingerissen von der Leidenschaft des Sprechers, selbst beizuwohnen. Man bewunderte die einfache Größe der Erfindung, aber — man konnte schließlich doch nicht umhin, sich zu gestehen, daß dieses kühnste aller freigeistigen Werke auf sehr vagen Prämissen aufgebaut war, daß diese idealistische Pathologie im Drama wenig angebracht sei, da die natürlichen Thatsachen und Kräfte, die es voraussetzt, noch keineswegs weder allgemein bekannt, noch auch nur unbestritten von der Wissenschaft sind. Der Zuschauer würde eher geneigt sein, der Liebe jene Heilkraft zuzuschreiben, da er nun einmal in dieser Anschauung von der Allgewalt des Gros aufgewachsen, aber dem Hypnotismus? dem Magnetismus? Die Bühne würde sich ihm unter der Hand aus dem Schauplatz sittlicher Vorgänge bestenfalls zu einem physiologischen Hörsaale verwandeln. Bewunderungswürdig war es jedenfalls, wie Björnson seinen Gedanken poetisch verkörperte.

Mit diesem geteilten Gefühle schieden wir von ihm, und ich hätte keinen Anlaß zu diesen Erinnerungen gehabt, wenn mich nicht der neue Roman Björnsons auf sie zurückgeführt hätte. Denn offenbar gaben ihm zu diesem Roman jene neuen Forschungen und Theorien, die er in seinem sanguinischen Optimismus — übrigens der lebenswertesten Eigenschaft eines Dichters — für gesicherter hält, als sie sind, den ersten Anstoß. Allerdings wußte er diese Anregungen prinzipiell zu vertiefen und so den Blick auszuweiten auf die Betrachtung von modernen Zuständen von einschneidender Wichtigkeit, und damit ein Werk von vielleicht zweifelhaftem künstlerischen Werte und bestreitbaren sittlichen Tendenzen zu schaffen, jedenfalls aber eines, das nicht verfehlen wird, weite Kreise in Norwegen wie in Deutschland zu beschäftigen. Denn überall giebt es Mütter und Väter, welche Anlaß haben, über die Frage nachzudenken: Wie erziehen wir unsre Töchter? Und diese Frage wirft Björnson im „Thomas Rendalen“ auf.

Wir wollen zuvor das oben abgebrochene Zitat beschließen. „In diesen abnormen Zustand [der Willensohnmacht] aber — so heißt es weiter — könne der Einzelne auch sich selbst versetzen, die einen durch schwere Anstrengung, andre schon durch den bloßen Willen. Das geschehe dadurch, daß sie unverwandt auf irgend einen Gegenstand hinstarrten, entweder in Gedanken oder mit leiblichen Augen. Die meisten von uns seien einigermaßen mit der Wirkung bekannt, welche dadurch hervorgerufen werde; aber nur Nervenschwache könnten unter

gewissen Bedingungen sich dadurch in einen erhitzten Zustand versetzen. Auf diese Weise folgten viele Bekehrungen, namentlich unter den Frauen. . . . Jetzt kommen wir zu dem, was für die Frau das Gefährlichste ist. Gewisse Menschen haben die Gabe, andre, namentlich Frauen, in diesen Zustand zu versetzen, ohne das übliche mechanische Mittel, ohne daß sie ihnen sehr nahe sind, ohne irgend welche Berührung, lediglich durch ihren Blick. Sie können die Betreffenden zwingen, sie anzusehen, und während die Augen auf einander gerichtet sind, ihren Willen sich unterjochen.“ Von einer der größten Sängern der Welt (Nilson?) wird erzählt: „Als sie eines Tages im Eisenbahncoupee stand — der Zug hatte gerade auf einer Station Halt gemacht und sie blickte zum Fenster hinaus — fühlte sie sich unwohl. Sie mußte sich umwenden, und da bemerkte sie ein Paar stechender Augen, welche sofort in die ihren hineinstarrten. Sie eilte sofort hinaus und ließ sich ein andres Coupee anweisen; aber der Mann kam ihr nach; vermutlich kannte er seine Macht und wollte davon Gebrauch machen. Sie fand ihren Impresario und bat ihn, sie von »diesen grünen Augen« zu befreien. Das geschah. Aber sie versicherte, sonst wäre sie verloren gewesen. Die Sängerin nun war sich zufällig ihrer Schwäche bewußt [wird aus dieser zweifelhaften Anekdote jetzt gefolgert]. Wie viele aber sind das? Namentlich wenn die Berührung hinzukommt, sind sie sofort verloren. Ein Mann, der nicht weiß, was das ist, meint natürlich, die Frau habe die Absicht weiterzugehen, und handelt darnach. Aber dieser Absicht, dieses freien Willens bedarf es nicht erst. Ich kann versichern, daß manche Frau zu Falle gebracht wird, die daran so unschuldig ist wie ein unwissendes Kind.“ (S. 321.)

Und aus diesen Thatsachen zieht Björnson die Folgerung, daß die Frauen durch nichts besser geschützt, durch nichts mehr sittlich gefördert werden können, als indem man sie in die Kenntnis derselben methodisch und bei Zeiten einweist. Methodisch einweihen! Denn er bleibt bei diesem einzelnen Falle nicht stehen, sondern er schließt die ganze moderne Art, die Jugend und insbesondere die weibliche Jugend zu bilden und zu erziehen, in seine Betrachtung ein, die auf eine tiefgreifende Reform des gesamten Erziehungswesens abzielt. Björnson betritt damit jenes große Gebiet von Streitfragen, welche augenblicklich die ganze pädagogische und Laienwelt in Atem halten. Schon sein Landsmann Kielland, der in seinem Romane „Gift“ das Schulwesen, den heimatischen Gymnasialunterricht humoristisch darstellte, ist ihm darin vorangegangen; „Thomas Rendalen“ erscheint fast wie eine beabsichtigte Ergänzung zu Kiellands Roman. Es ist begreiflich, daß diese pädagogischen Fragen von den ernstesten Schriftstellern behandelt werden. Unser Jahrhundert hat mit seinen die Welt umgestaltenden Entdeckungen und Erfindungen auf technologischem und naturwissenschaftlichem Gebiete auch das Ideal der Bildung umgeschaffen, und wer ist berufener an der neuen Gestaltung desselben mitzuarbeiten als der Dichter? und vollends der Romanschriftsteller? Jede Periode, welche neues geschaffen hat,

weist auch pädagogische Romane auf; das Ideal der Erziehung ist ebensowenig stabil, als irgend ein anderes Menschenideal.

Björnson sagt also (S. 146 ff.): „In der jüngsten Zeit hat man angefangen, die Welt- und Literaturgeschichte zum Range von charakterbildenden Fächern zu erheben. Wenn diese Wissensgebiete besser für den Schulgebrauch bearbeitet sein werden, als sie es jetzt sind — dann mag ihnen eine größere Bedeutung in dieser Hinsicht eingeräumt werden. Veredelnd wirkt es natürlich immer auf das junge Gemüt, wenn ihm große, edle Beispiele vor Augen geführt, wenn ihm erhabene Gedanken mitgeteilt werden, und es einen Überblick gewinnt über den Lebensgang der Menschheit sowohl wie eines einzelnen Volkes, eines einzelnen großen Mannes. Aber die Hauptsache darf ihm niemals das werden, was ihm von andern erzählt wird. Das wichtigste für den Menschen ist, daß er über sich selbst wachen, auf sich selbst achten lernt. . . . Diese Worte des Herbert Spencer werden bald das Programm der ganzen Welt werden. Bevor sie nicht auch für die Schule das wichtigste werden, erhalten auch die übrigen Fächer nicht ihren richtigen Platz im Erziehungswesen. Aber auf sich und seine Kinder achten lernen — das ist in sittlicher Beziehung von der höchsten Bedeutung; hierauf kommt alles an. Erfahre ich schon in früher Jugend, aus welchen Elementen mein Körper besteht und wie er arbeitet; weiß ich, wie ich ihm schaden oder nützen kann — ja nicht bloß mir selbst, sondern auch denen, welchen ich dereinst das Leben gebe und die von mir abhängig werden —, so ist dieses mein Wissen nicht nur mein zuverlässigster Wächter, es verleiht mir in der Regel auch den Willen, ihm Folge zu leisten. Nichts weckt stärker das Gefühl der Verantwortlichkeit, als die Einsicht in die Natur der Dinge. Aber das Wissen darf nicht zu spät kommen. Ich brauche wohl nicht erst auszuführen, daß die gewöhnliche Schule in dieser Hinsicht gar zu wenig leistet — und dieses wenige nicht in der richtigen Weise. Ich muß wissen, warum mich dies oder jenes gelehrt wird. Man muß offenherzig gegen mich sein; mir nichts verheimlichen; gerade das aber, was jetzt verheimlicht wird, ist das wichtigste.“

Von diesen Grundsätzen aus fordert Björnson in großen Zügen eine Umgestaltung des jetzigen Unterrichts. Das Schwergewicht fällt natürlich auf die Naturwissenschaften, in denen der Zögling ja durch das augenscheinliche Experiment von jeder aufgestellten Behauptung überzeugt werden kann und nicht bloß zu glauben braucht, was andre erzählen. Und die zweite Forderung ist, daß an jeder Schule zugleich auch ein Arzt am Unterrichte mitwirke. Auf die Einwendung: „Kinder dürfen nicht alles erfahren,“ giebt er zur Antwort: Die Bauernerfahrung lehre das Gegenteil. „Auf dem Lande wüßten die Kinder von früh auf alles; und wenn auch auf dem Lande die Unsittlichkeit groß sei, so rühre das nicht davon her, sondern von etwas ganz anderm.“ (S. 163.) Es wird enthusiastisch von einer Schule in Boston erzählt, wo eine junge Dame

einem Kollegium von jungen Männern und Frauen Vorlesungen über Anatomie hält.

Wie man sich nun auch zu diesem dogmatischen Gehalte von Björnsons Roman stellen mag, so wird man doch nicht umhin können, die große Kunst zu bewundern, mit der er geschrieben ist. „Thomas Rendalen“ ist weit entfernt davon, ein pädagogischer Roman nach dem Muster des „Emil“ von J. J. Rousseau oder des „Wilhelm Meister“ von Goethe zu sein. Björnsons Realismus fiel es nicht ein, ein immerhin mit Willkür geschaffenes Ideal zu konstruieren, welches gleichsam die Rechenprobe seiner Grundsätze sein sollte; er stellt nicht die Folgen seiner neuen Pädagogik dar, sondern ist sich in seinem großen künstlerischen Sinne bewußt, daß derartige theoretische Tendenzen überhaupt sich nicht in Poesie auflösen lassen. Nichts in der Welt ist poetisch, wenn es nicht in Beziehung zu einem Streben des Menschen kommt, Liebe und Haß allein machen die Dinge dichterisch wertvoll und verwendbar. Darum hat Björnson seine ganze Pädagogik in einer nackt prosaischen Rede seines Helden, eines genialen Schulmannes, hingestellt, und die Handlung des Romans entwickelt sich an den Folgen, welche diese Rede und die Art ihres Vortrages vor einem geladenen Publikum einer kleinen norwegischen Hafenstadt nach sich zieht: das ist das dramatische Leben. Thomas Rendalen wird als der Abkömmling eines alten, ursprünglich von einem deutschen Abenteuerer des dreißigjährigen Krieges abstammenden Geschlechtes von meistens wilden, leidenschaftlichen, rücksichtslos selbststüchtigen Männern dargestellt. Seine edle Mutter, die vor ihrer Heirat Lehrerin war und nach dem Tode ihres rohen Vaters, des Sohn Kurt, sich eine Mädchenschule errichtet, hat ihm den pädagogischen Beruf nahe gelegt. Nach einer gründlichen eignen Bildung und nach genauem Studium der Schulanstalten in Deutschland, Frankreich, England und Amerika heimgekehrt, trägt Thomas Rendalen (er führt den Namen der Mutter) mit ererbter Rücksichtslosigkeit seine revolutionären Ideen den Mitbürgern vor und ruft bei diesen, da er ihnen ihre Heuchelei und ihre Brüderie, ihre geheimen Sünden und ihren wucherischen Geschäftssinn auf den Kopf zugesagt hat, einen Sturm von Entrüstung hervor, der dann zu einem heftigen Zeitungskriege führt. Diese Schilderungen der Aufregung in der Stadt nach jener Rede sind von sprühendem Humor. Dann werden wir in das Leben der jungen Pensionsmädchen eingeführt; die Bilder, welche Björnson hier von seinen lieblichen Backfischen entwirft, sind wahrhaft entzückend. Natürlich ist die Stadt gegen die Schule und ihren reformatorischen Leiter aufgebracht: jeden äußern Zufall schneidet man ihm aufs Kernholz. Und in der That geschieht ein Unglück, wie es alle Tage vorkommt. Ein Mädchen wird von einem leichtfertigen Offizier verführt. Mit der ganzen vollendeten Kunst des Meisters hat Björnson diese Liebesgeschichte dargestellt, allein wenn er zum Schlusse die Macht des Verführers auf das Mädchen auf jene magischen Mächte zurückführt, die wir

oben erwähnt haben, so hat er den Leser gegen sich, der bis dahin schlechterdings nichts davon gemerkt hat. Auch die Welt im Roman ist durchaus nicht geneigt, diese Geschichte anders anzusehen, und Björnson geht in seiner Satire soweit, zu zeigen, wie niederträchtig die Gesellschaft jenes kleinen Nestes ist. Jener Offizier leugnet durchaus nicht seinen Handel mit dem Mädchen, aber gleichwohl hält er sich für berechtigt, sie zu verlassen und mit Geld abzufinden; zu gleicher Zeit wirbt er um eine Schulkameradin der Verführten, deren reiche Mitgift ihm zu einer Karriere bei Hofe verhelfen soll. Jedermann kennt die Vergangenheit des Offiziers: die Braut selbst kennt sie, der Pastor kennt sie, und doch läßt man die Niederträchtigkeit zu, bis im letzten Augenblicke, gerade als die kirchliche Einsegnung stattfinden soll, die verlassene Verführte, das Kind auf dem Arme, dazwischentritt und den Akt verhindert. Mit diesem großen dramatischen Effekt schließt der Roman. Das Schicksal der Schule jedoch erscheint gesichert: der Dichter giebt die Hoffnung nicht auf, daß seine Grundsätze siegreich sein werden.

Wenn trotz der vielen einzelnen Schönheiten in der reichen Fülle von heitern und anmutvollen Menschenbildern der Roman als Ganzes keinen recht befriedigenden Eindruck hinterläßt, so liegt dies zunächst an dem Mangel von Einheit, der ihm vorgeworfen werden muß. Die ganze, den dritten Teil des Romans einnehmende Einleitung: die Vor- und Jugendgeschichte Thomas Rendalens und seines Geschlechtes, so meisterhaft sie an sich ist, so bewunderungswürdig der Ton der alten Chronik in ihr getroffen ist, steht in gar keinem innern organischen Zusammenhange weder zum Grundgedanken noch zur Handlung des Romans. Vielsach überragt der Dichter sowohl durch seine Gestaltungskraft als durch seine naive künstlerische Freude an der einzelnen Figur den theoretischen Neuerer, der noch vielfach umstrittene Theorien als ausgemachte Wahrheiten hinstellt und den Leser verwirrt.

Georg Brandes feiert in seinem Essay Björnson als ein Phänomen unter den Dichtern: als den Menschen ohne Nerven sozusagen. Brandes schrieb im Jahre 1881. Inzwischen haben sich auch die Nerven bei dem großen Norweger geltend gemacht, und seine klassische Kunst leidet darunter.

Wien.

Moritz Meßer.

